

Pferdefuss Bio : oder warum die "Ökologisierung" der Landwirtschaft die nötige Agrarwende verhindert

Autor(en): **Weiss, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **73 (2018)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-890964>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pferdefuss Bio – oder warum die ‹Ökologisierung› der Landwirtschaft die nötige Agrarwende verhindert

Jakob Weiss. ‹Bio› ist zum Schmiermittel für eine industriell durchdachte und kommerzialisierte Landwirtschaft geworden. Ist das wieder so eine steil konstruierte These, wie sie in Feuilletons und Büchern um unsere Aufmerksamkeit buhlen? Ich befürchte: nein. Und stelle deshalb einige Punkte zur Diskussion. Mein Anliegen ist es, die Funktion anzuschauen, die die Bio-Landwirtschaft in unserem Gesellschaftsgefüge erfüllt. Es geht also nicht um Fragen der Bodenbearbeitung, sondern um Wahrnehmungen.

Stimmungen und Abstimmungen

Auslöser für meine Überlegungen war die vergangene Abstimmung über zwei Initiativen, die sich gegen die gängige Agrarpolitik stemmten. Die darin vorgebrachten Forderungen unter den Schlagworten ‹Ernährungssouveränität› und ‹Fair Food› konnten anfänglich gemäss Befragungen mit grosser Zustimmung rechnen. Möglicherweise hat dieser Befund die Kampagnentätigkeit gegen die Initiativen erhöht. Jedenfalls bewirkte vor allem die rasch herbeigerechnete Prognose, nach einer Umsetzung der geforderten Massnahmen würden die Preise für Lebensmittel drastisch steigen, dass es innert kurzer Zeit zur klaren Ablehnung der zuvor hochgehaltenen Anliegen kam. Lakonisch interpretiert bekräftigt dieser Meinungsumschwung das Diktum von Bertolt Brecht, wonach das Fressen vor der Moral kommt. Oder um es etwas umständlicher zu sagen: Sonntags schätzen wir Natur, Umwelt, Gerechtigkeit und die lieben Nachbarn, werktags schauen wir aufs Portemonnaie und schnappen uns die kleinen Vorteile im unübersichtlichen Getümmel der Konkurrenz- und Konsumgesellschaft. Beim Essen machen wir scheinbar zuletzt Konzessionen, selbst wenn man sich, gemessen an den Löhnen, in keinem europäischen Land billiger mit Nahrungsmitteln versorgt als in der Schweiz.

Punkt 1: Unser sogenanntes Umweltbewusstsein und die Solidarität mit den Schwachen kommen häufig nicht über Lippenbekenntnisse hinaus.

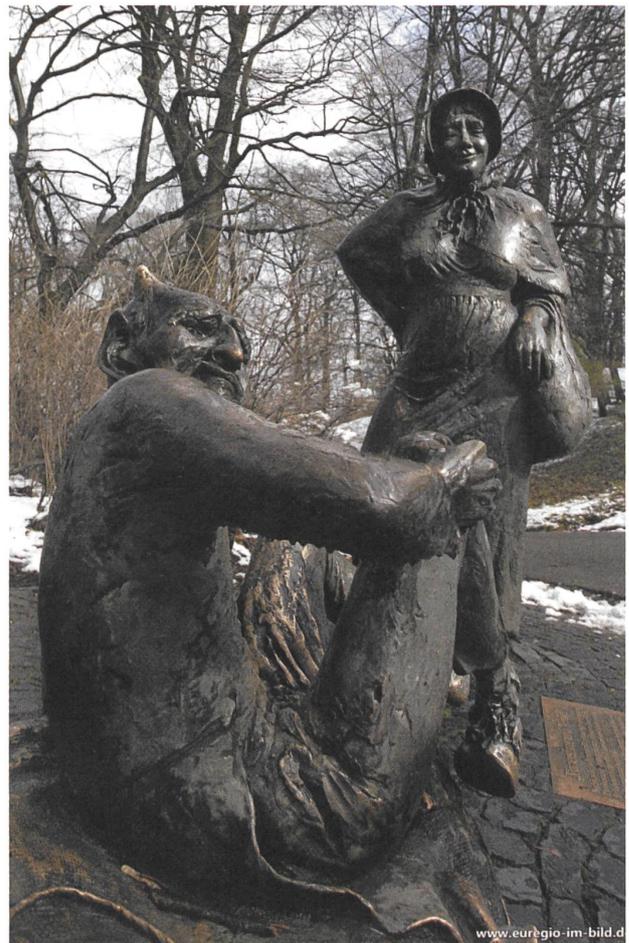
«Ziehst im Nebelflor daher»

Was die Landwirtschaft innerhalb dieser Gesellschaft angeht, so pflegen wir im öffentlichen Diskurs durch tadelnde Worte hindurch einen verklärenden Blick auf sie. In einer der irrigsten Ausrichtungen dieses Blicks verbindet uns bäuerliche Lebensweise direkt mit dem Rütlichswur vor gut 700 Jahren. In der alltäglichen, von Werbung erleuchteten Anschauung rücken wir Landwirtschaft in die Nähe von ‹Natur›, Tierwohl und aufrichtiger Gesinnung. Irgendwo muss Idylle noch Platz haben. Nur um Bewegung in die Agrarpolitik zu bringen, kommen negative Seiten wie Grundwasserverschmutzung, Verlust an Biodiversität, Schlachthöfe ins Spiel. Zwar sind heute die ‹Verderbtheit der Städte› und die ‹Reinheit der Landseele› keine Gegenpole mehr. Doch in verbreiteter Wahrnehmung bleibt die ehrbare Scholle weiterhin an den Schuhen gesunder Landwirte haften und schön gepflegte Landschaften lassen die wahren Verhältnisse übersehen: Dass nämlich Landwirtschaft, dieser ‹primär› genannte Sektor allen Wirtschaftens, ein grosses Experimentierfeld für neoliberale Ideen und Massnahmen ist. Der Natur war das nicht bekömmlich. Dem genossenschaftlichen Gedanken auch nicht. Die Krisen und Umbrüche der letzten Jahrzehnte, die in unserem Verständnis stets einer Art Rückständigkeit des agrarischen Sektors geschuldet waren, beruhen auf nichts anderem als der prinzipiellen Unverträglichkeit zwischen der Arbeit mit dem Boden und der angeblich freien Marktwirtschaft.

Punkt 2: Wir nehmen die eigentliche, die bodenbearbeitende Landwirtschaft falsch wahr. In Verkennung ihrer Eigenlogik ist auch keine vernünftige Agrarpolitik möglich.

Der historisch klärende Blick

Ein eben erschienener Sammelband unter dem Titel ‹Zwang zur Freiheit› zeigt mit historischen Analysen, wie der Neoliberalismus in der Schweiz Fuss fasste.² Das gilt nicht nur für Firmen und Konzerne, die mit Restrukturierungen zugunsten der Aktionäre und des Managements eine Delegation von Verantwortung nach unten an die Mitarbeitenden bewirkten und gleichzeitig deren ‹Flexibilität›, also Ersetzbarkeit, einforderten. Auch politische Parteien richteten sich heute weniger mit einem gegenüber anderen



Diese Frau lässt sich von der ‹neoliberalen› Verführung nicht blenden.

Bronzestatuen von Krista Lönke-Kemmerling

Parteien abgegrenzten Programm an ihre WählerInnen, sondern versuchen von Fall zu Fall, möglichst viele KundInnen bzw. KonsumentInnen partikulärer Haltungen anzulocken. Politik als Marktgeschehen. Im Bildungs- wie im Gesundheitswesen wird um die Gunst der Lernenden bzw. Kranken gekämpft. Selbst Freiwilligenarbeit untersteht zunehmend einer professionalisierten Organisation gemäss betriebswirtschaftlicher Verrechnungslogik.

Dass es trotz dieser Erscheinungen schwierig bleibt, «Neoliberalismus» zu definieren, macht es nicht überflüssig, die damit gemeinte Einstellung und das daraus resultierende Handeln so zu bezeichnen. Als gemeinsamen Nenner verschiedener Definitionsversuche bezeichnen die HerausgeberInnen des genannten Bandes «die neue Funktion des Marktes als oberste, normative Instanz, als existenzielle Norm, als kategorischer Imperativ des sozialen und institutionellen Handelns» (S. 31). Abweichungen von diesen Prämissen oder andere Gesellschaftsbilder werden umgehend als «Krisen» oder ineffizientes Handeln gedeutet, die es im Sinne des Neoliberalismus zu korrigieren gilt. Was im Buch unbeantwortet bleibt, ist die Frage, «weshalb neoliberale Denkansätze in so kurzer Zeit zum *Common Sense* geworden sind» (S. 24). Die Antwort wird wohl noch länger zu schaffen geben. Erstaunlich ist, dass dieser «Common Sense» tatsächlich auch die Landwirtschaft in den Griff bekommen hat. Das Segment «Bio» entkommt seinen Krallen genauso wenig wie die übrige Landwirtschaft.

Punkt 3: Die Biolandwirtschaft ist im neoliberalen Paradigma gefangen.

Krisenbeschwörung und: Wie viel darf Natur denn kosten?

Im Kapitel «Permanenz des Unbehagens» zeigen die Autoren Juri Auderset und Peter Moser, wie die Landwirtschaft «ein ausgesprochen frühes und wichtiges neoliberales Experimentierfeld war». Und dies «entgegen den gängigen, populär-wissenschaftlichen Deutungsmustern, die in der Agrarpolitik seit Jahrzehnten unablässig einen «Reformstau diagnostizieren».³ Die Beschwörung von Krisen erweist sich deswegen als wichtig, weil dadurch erst die Reformen in Gang gebracht werden können. Reformen, die sich gegen die Eigenlogik der Landwirtschaft mit ihrer Ortsgebundenheit richten und die grundlegenden natürlichen Bedingungen

ignorieren bzw. in marktkonforme Parameter verwandeln wollen. «Krisen» werden zum integrierenden Bestandteil neoliberaler Ideologie, beides zusammen gerinnt zum Grundwissen für unsere Erkenntnis und zur prägenden Weltsicht. Die sehr lesenswerte Arbeit der Agrarhistoriker muss hier nicht weiter ausgeführt werden. Es genügt, einmal mehr auf die Wichtigkeit der Sprache hinzuweisen, ohne die sich ein ‚Common Sense‘ neoliberaler Ausprägung nicht hätte ausbreiten können.

Wie tief dieser in uns sitzt, verrät unter anderem die tägliche Berichterstattung. Beispielsweise der Tages-Anzeiger, wenn er den Leitartikel zur genannten Abstimmung so betitelt: «Besser mehr Bio essen statt Ja stimmen.» Diese Zeile ist eine Akklamation des Marktes und der Konsumierenden als autonom handelnde Subjekte. Der darin ausgedrückten Haltung folgt die Absage an politische Entscheidungsfindung auf dem Fuss. Wenn wenig später in der gleichen Zeitung, mit Blick auf die nächste Agrar-Initiative, die folgende Legende unter einem Bild mit behornten Kühen steht: «Hörner stehen dem Hornvieh fraglos gut. Nur: Wer zahlt den Bauern den Aufwand?», dann müsste es eigentlich allen wie Schuppen von den Augen fallen. Ist es denn nicht pervers, routinemässig Kälber mit dem Ausbrennen ihrer Hörner zu «optimieren» und gleichzeitig von artgerechter Haltung zu sprechen? Diesen Schritt haben wir allerdings schon hinter uns⁴ und so darf heute die Nicht-Verstümmelung einer Kuh völlig selbstverständlich als angeblich kostentreibender Mehraufwand in Stellung gebracht werden. Die Wissenschaft hilft solcher Anschauung zusätzlich, wenn sie den Nutzen von Insekten oder extensiv bewirtschafteter Landstriche in Franken berechenbar macht.

Punkt 4: Die «neoliberale»⁵ Anschauung sitzt – sprachbedingt und weitgehend heimlich – tief in der Mehrheit der Bevölkerung, auch in Bezug auf die Landwirtschaft.

In der Erfolgsfalle

«Biolandbau» ist seit über 100 Jahren in unterschiedlichen Ansätzen eine Reaktion auf die Auswirkungen jener Landwirtschaft, die unter dem Druck des Zeitgeists stets industrieller, kommerzieller und von Hilfsstoffen abhängiger wurde. Für die «biologische» Idee und ihre Akteure gab es zwei Wege: Die Bewegung konnte scheitern, also wieder verschwinden. Oder sie konnte sich den politi-

schen und gesellschaftlichen Veränderungen immer wieder anpassen und den Erfolgspfad suchen. Die Frage im zweiten Fall lautet, ob sie ihren Idealen treu geblieben ist (auch wenn diese nicht scharf festlegbar sind).

«Bio» scheiterte nicht. Vielmehr taucht das Wort «Bio-Boom» immer wieder auf. Nicht nur Grossverteiler sprechen von Erfolg, auch ein eigenes Forschungsinstitut (FiBL) beweist laufend, dass es anders geht als in der zu über 80 Prozent betriebenen «normalen» Landwirtschaft, die sich ihrerseits im Umweltsog mit «Ökologisierung» brüstet. Und so denken breite Kreise der Bevölkerung, dass «wir SchweizerInnen» besser sind als das Ausland punkto achtsamer Bodenbewirtschaftung. Aber ist sich die Biolandwirtschaft denn treu geblieben?

Diese brisante Frage spaltet die Biobewegung und kann hier nicht in genügender Weite erörtert werden. Der Kommerzialisierung und dem Einfluss technischer Entwicklungen (die immer auch die Arbeitsmethodik verändern) konnte sich «Bio» jedenfalls nicht entziehen und die Kapitalintensität ist auch auf Biohöfen gross. Biobetriebe sind zwar aufmerksam in Sachen Futtermittelimporte, aber sie bleiben weiterhin abhängig von Diesel- und Arbeitskraftimporten. Und es gibt weitere Anzeichen, dass die Externalisierung von Problemen gemäss herrschender Marktlogik in der ganzen Landwirtschaft weiter fortschreitet.⁶ Das zeigt nicht nur die Schneider-Ammann'sche Agrarpolitik deutlich. Auch umstrittene Tendenzen in der landwirtschaftlichen Forschung – Stichworte CRISPR/Cas und Digitalisierung bzw. Robotik – setzen auf «neoliberale» Effizienz. Man nennt es jeweils Landwirtschaft 2.0, 3.0 oder setzt schon auf 4.0.

Begreiflicherweise stand in der langen «Bio-Geschichte» die praktische Anbauweise auf den Höfen im Zentrum der Auseinandersetzungen. Das Politische der Agrarsituation drehte sich um Massnahmen zur Lenkung der bäuerlichen Praxis, nicht um den soziologisch reflektierten Wandel einer ganzen Gesellschaft. Die «Neoliberalisierung» verlief im Stillen, sozusagen unter Pflugschartiefe, aber umso wirksamer. Innerhalb weniger Jahrzehnte erfuhr die vorgestellte Kausalität der Nahrungsbeschaffung eine Wende um 180 Grad. Man isst, was auf den Teller kommt bzw. was der Boden hergibt, das war die alte Auffassung. Heute gilt die Maxime: Bauern produzieren, was KonsumentInnen

auf ihren Tellern vorzufinden wünschen. Was sich dabei gleichzeitig auch veränderte: Für die Nahrungsgewinnung braucht es heute viel mehr Fremdenergie. Ohne Erdöl hätten wir nichts zu essen.

Punkt 5: Der Zweck der Lebensmittelerzeugung wurde pervertiert. Die biologische Anbauweise kann sich dem nicht entziehen.

Kann Konsum politisch sein?

Es gilt noch, die vielbeschworene Nahtstelle von Landwirtschaft und Konsum kritisch zu betrachten. Ich kann mich an längst vergangene Episoden erinnern: «Jute statt Plastik» war eine von vielen Aktionen, um globale mit lokalen Problemen und Lebensweisen zu verbinden. Und weil damals das Private theoriegestützt zum Politischen wurde, hiess es, man könne mit der Jutetasche bzw. «mit dem

kam als pure Logik daher. Die Wirkung aber blieb aus. Die dahinterstehende Vorstellung erwies sich als falsch. Es war eine schöne Illusion – oder eine gewaltige Selbstüberschätzung. Wir kaufen heute mehr Schrott (und «Mobilität») als je und werfen gemäss Schätzungen etwa einen Drittel der Nahrungsmittel weg. Doch gerade unter Bio-KonsumentenInnen ist die Illusion immer noch verbreitet. In «neoliberalen» Zeiten ist es ganz einfach so, dass das, was produziert wird, auch gekauft wird. Das stimmt selbst dann, wenn aus dem Boden gestampfte «Start-up»-Unternehmen mangels Erfolg bald wieder eingehen. Andere, die Erfolg haben, stellen oft etwas völlig Unnötiges her oder bieten eine Dienstleistung an, für welche zuvor keinerlei Bedürfnis bestand. Das Reservoir der schlafenden Wünsche ist schlicht uner-

man nachhaltige Bodenbewirtschaftung bzw. Nahrungsmittelproduktion erreichen kann, wenn der «Neoliberalismus» auch diese im Griff hat. Wäre «100 Prozent Bio» vielleicht doch die Lösung? Leider nicht. Denn unser Konsumverhalten bezüglich Essen – ganzjährige Verfügbarkeit, Verpackung kleinster Mengen, Convenience-Angebote, Transportwege – würde sich dadurch nicht ändern. Der grosse MARKT ist kein raffinierter Tüftler, der unsere Wünsche und Bedürfnisse lesen kann und sie weltweit aufeinander abstimmt. Er muss nicht wissen, was wir wollen. Er ist ein vollgefressener dumber Klotz, dem die Gewissheit genügt, dass wir konsumieren. Die kleinen lokalen «Märkte» oder das «Dorflädeli» kitzeln ihn manchmal am Zeh. Er liebt's. Und ist immer schon da, wenn wir entscheidungsfreudig mit der Einkaufstasche vorbeikommen.

Punkt 6: Die Konsumierenden sind kein Hebel zur Verbesserung der Landwirtschaft.



«Der Markt ist schon immer da, wenn wir entscheidungsfreudig vorbeikommen.»

Bildquelle: meinex.de

Einkaufskorb abstimmen». Ökonomisch formuliert: Die Nachfrage bestimmt das Angebot. Würden Schrottartikel und unter schlechten Bedingungen hergestellte Nahrungsmittel nur nicht gekauft, so verschwänden sie auch wieder, das war das Credo «umweltbewusster» Menschen, zu denen ich auch mich zählte. Das scheinbare Gesetz von Angebot und Nachfrage strahlte Plausibilität aus, ja es

schöpft. Natürlich mag es lustig sein, ein kleines Trottnet (Tretroller) auf den Arbeitsweg mitzunehmen. Ob man dies jedoch als höhere Lebensqualität und Erweiterung der Freiheit verstehen möchte, darüber darf bestimmt gestritten werden. Auch den Laubbläser und die E-Zigarette hat die Welt nicht zwingend gebraucht. Doch uns geht es jetzt ja um die Landwirtschaft und die Frage, wie

Zurück zum ersten Satz: Die Biolandwirtschaft erfüllt nicht die Aufgabe, die sie sich als Reformbewegung gesetzt hat. Für jeden abgeschlagenen Kopf der von ihr bekämpften Landwirtschaft sind neue Köpfe nachgewachsen. Das heisst nicht, dass die Bio-Praxis, als gute Bodenbewirtschaftung verstanden, falsch wäre. Aber sie verfehlt ihr herkulisches Ziel. Sie funktioniert vielmehr als Feigenblatt, Placebo, Alibi, Tranquilizer oder wie immer man es nennen will. Um aus der Falle des «neoliberalen» Denkens herauszukommen, braucht es weit mehr als «Ökologisierung» und Bio-Landwirte. Zentral für alle Akteure wäre die Einsicht, dass die eigentliche Landwirtschaft, also die Bodenbewirtschaftung, nicht in den Topf der grossen Mantellandwirtschaft gehört, wo es um Dünger, Maschinen, Verarbeitung, Margen und Zölle geht.

Fazit und Punkt 7: Unseren agrarischen Institutionen, Verbänden und Behörden stünde es gut an, sie würden einen Teil ihrer Energie zusammenlegen, um forschend und praktisch zum Sinn der Lebensmittelerzeugung, zur Kern-Landwirtschaft zurückzufinden. ●

¹ Zeile aus dem Schweizerpsalm.

² Regula Ludi, Matthias Ruoss, Leena Schmitter (Hg.): *Zwang zur Freiheit. Krise und Neoliberalismus in der Schweiz*. Chronos Verlag 2018, Zürich.

³ Juri Auderset, Peter Moser: *Permanenz des Unbehagens. Epistemischer Wandel und agrarpolitische Re-Regulierungen im Zeitalter des Neoliberalismus*. Im oben genannten Buch. Lesenswert auch das Kapitel von Katharina Morawietz über die Kooperative Longo maì, die sich noch heute (neoliberalen) Kräften widersetzt.

⁴ Die Horninitiative kann man als (verzweifelte) Reaktion auf die Agrarpolitik verstehen, sie ist aber im Grunde völlig konform mit ihr: Das Natürliche muss extra honoriert werden, das Marktkonforme bleibt der Standard.

⁵ Ich verwende im Folgenden das Wort stets in Anführungszeichen, um die Unschärfen der Begriffsdefinition in Erinnerung zu behalten.

⁶ Wie «Externalisierungen» nicht am einzelnen Fall festgemacht werden dürfen, sondern unserer ganzen Gesellschaft bzw. Wirtschaft zugrunde liegen, zeigt der soziologische Ansatz: Stephan Lessenich, *Neben uns die Sintflut. Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis*. Berlin 2016.